

Vom Leben vor dem Tode



Michael Wildt

Wolf Biermann, der bekannte Barde und DDR-Dissident, wirft in einer seiner Balladen die spannende Frage auf, ob es ein Leben vor dem Tode gebe. Ein Leben *vor* dem Tode? In meinem nichtkonfessionellen Ethik-Unterricht diskutieren die Schülerinnen und Schüler leidenschaftlich die Frage, ob es ein Leben nach dem Tode gibt. Ist der Tod das Ende des Lebens? Oder ist er Zeitpunkt einer Transformation in einen anderen, vielleicht besseren Seinszustand? Obwohl ich Christ bin, glaube ich nicht wirklich an ein Leben nach dem Tod. Doch es gibt – so glaube ich als Konstruktivist – kaum eine Frage mit größerer „konstruktiver Freiheit“. Es findet ja keine Falsifikation unpassender Erfindungen durch die äußere Realität statt. Das individuelle Denken über ein – wie auch immer – transformiertes Leben nach dem Tode bestimmt das Leben davor, wenn man glaubt, man werde im Jenseits für sein diesseitiges Leben zur Verantwortung gezogen. Als Konstruktivist könnte ich daher sagen, ich bleibe „Christ zweiter Ordnung“.

Ende von Haupt- und Realschulen absehbar

Was hat das mit unserer Profession zu tun? Es zeigt, dass der Mensch ein unsausweichliches Ende nicht als Begrenzung des Denkraums akzeptieren muss. Ein weiterer deutschsprachiger Sänger sei hier zitiert. Udo Lindenberg singt: „Hinter'm Horizont geht's weiter“. Das ist keine Aufforderung zur empirischen Überprüfung der Behauptung. Lindenberg regt an zur Auseinandersetzung mit der Welt vor dem Horizont unter der Prämisse, dass es dahinter weitergeht. Erfinden wir uns die Welt hinter dem Horizont so, dass es sich vor dem Horizont gut leben lässt!

Diese Botschaft gilt im Besonderen für die vielen engagierten und gut gestalteten Hauptschulen. Zwar sind manche Hauptschulen am Ende – an der Rütli-Hauptschule in Berlin haben die Lehrkräfte vor ein paar Jahren zu Recht die weiße Fahne gehisst. Doch viele Hauptschulen, wie z.B. die Schule am Bagno in Steinfurt, ringen leidenschaftlich um jede Schülerin und jeden Schüler. Dort gelingt es, einen Lernraum zu schaffen, wo Jugendliche gerne hinkommen und zuhause sind. Wie fühlen Kolleginnen und Kollegen an solcher Schulen angesichts des absehbaren Endes der Schulform? Sie werden trotz aller Bemühungen die Abstimmung mit den Füßen verlieren, weil die Hauptschule auf die gesellschaftliche Entwicklung keine angemessene Antwort mehr gibt. Und in Realschulen, die durch integrierte Schulformen verdrängt werden? Man muss kein Prophet sein, um vorherzusagen zu können, dass die Zahl der Schulen mit spezifischem Realschul-Profil immer mehr zurückgehen wird, auch wenn auf mittlere Sicht – vor allem in großen Städten – noch die eine oder andere Realschule überleben wird.

Wie verarbeiten die Kolleginnen und Kollegen das unausweichliche Auslaufen ihrer Schule, in der sie ihr Engagement und ihre Lebenskraft investieren? Wie verkraften sie das? Gibt es dort noch ein „Leben vor dem Tode“ bei dieser Perspektive?

Die bildungspolitische Entwicklung geht hin zur flächendeckenden Verbreitung von Schulen mit dem Anspruch, – perspektivisch – eine inklusive Schule für alle Kinder zu sein. Der Trend wird unumkehrbar, gut so. Doch jetzt bedarf es der besonderen Sorge um das Wohlergehen der Schulen des dreigliedrigen Schulwesens, die durch den Transformationsprozess verschwinden werden. Auch dort, wo die Beschlüsse zur Umgründung von Schulen des gegliederten Schulwesens in Gesamt-, Gemeinschafts- oder Sekundarschulen (oder wie

die inklusive Schule für alle jeweils heißen mag) schon getroffen ist und der erste Jahrgang der neuen Schulform startet, gibt es ja etliche Jahre, in denen beide Systeme parallel existieren – das eine wachsend und das andere schrumpfend. Der Prozess muss gestaltet werden, sozialverträglich und würdevoll für die Beteiligten.

Übergang gestalten

Geklärt werden muss vor allem die Perspektive für die weitere Arbeit der Kolleginnen und Kollegen der auslaufenden Schulen. Die Schulaufsicht sollte den Interessierten ein regelmäßiges und qualifiziertes Fortbildungsangebot machen. Wer will, kann so – angebunden an die neue Schulform – die erforderlichen Kompetenzen zum Erteilen eines heterogenitätsgerechten Unterrichts entwickeln. Mit der Teilnahme an Fortbildungen erwirbt man den Anspruch zu einer vorrangigen Übernahme in die neue Schule am bisherigen Dienort.

Was haben wir davon? Die neue Schule wächst aus einem Stamm von Lehrkräften, die für die neuen Unterrichtsformen vorbereitet sind. Die auslaufende Schule profitiert vom unterrichtsbezogenen Transformationsprozess. Die Lehrkräfte agieren aktiv im Wandlungsprozess, können sich entscheiden für Umlernen oder Arbeitsplatzwechsel. Ihre Akzeptanz für die Gründung der neuen Schule steigt: Wer sich schon vor dem Ende der (bisherigen) Schule auf eine Weiterführung der kompetenten Lehrertätigkeit im neuen Aufgabenfeld, unter neuen Vorzeichen und mit veränderten Zielsetzungen der inklusiven gemeinsamen Schule vorbereiten kann, muss sich nicht vor dem Aus der bisherigen Schulform fürchten. Dann gibt es ein Leben vor dem Tod, auch für Schulen des bisherigen Systems!